



Juana von Kastilien.

Der Gegenstand dieser Erzählung ist die Geschichte einer Fürstin, welche auf dem Throne geboren, Gattin eines Königs, Beherrscherin eines ansehnlichen Staates, Mutter zweier Kaiser und Ahnfrau einer der mächtigsten europäischen Regenten-Dynastien, dem unglücklichsten Schicksal unterlag, welches nur immer den Sterblichen treffen kann. Mitten im Glanze des höchsten Ranges, ward eine sonderbare Geisteszerrüttung ihr trauriges Loos. Alle Freuden des Lebens waren für sie verloren. Der ärmste Bettler ihres Reichs hätte seine Lage nicht mit der ihrigen vertauscht, und sie hat um so gerechtere Ansprüche auf unser Mitleid, da sie das Opfer einer Leidenschaft ward, deren mächtiger Einfluß über die Gemüther der Menschen bekannt ist, und die bei ihr auf ihren Gatten selbst gerichtet war.

Die große spanische Monarchie ward vereinigt durch die Vermählung Ferdinand's des Katholischen von Aragonien mit Isabella von Kastilien und Leon. Nun hob sich die ungeheure Macht des Staates schnell. Noch unter den genannten Fürsten, ward das Königreich Granada

den Mauren (Arabern) entrisen, Amerika entdeckt und bezwungen, Neapel erobert u. s. w. Die Königin Isabella verlor 1497 ihren einzigen Sohn Juan, 1498 ihre älteste Tochter Isabella, Königin von Portugal, 1500 deren Prinzen Michael, und folgte diesen 1504 in das Grab. Juana (oder Johanna) blieb mit dem Vater zurück.

Juana, die zweite Tochter Ferdinand's und Isabella's, verlebte ihre ersten Jahre in stiller Ruhe und Eingezogenheit am väterlichen Hofe. Der steife finstere Ernst, die Folge einer strengen Glaubenslehre und eines zwangvollen Staats-Ceremoniels, welcher dies Hoflager wie ein düstres Gewölk umfloss, gab ihrem Geiste, bei einer natürlichen Anlage zur Schwärmerei, schon in den sonst glücklichen Tagen der frohen Jugend eine trübe schwermüthige Stimmung. Dabei war die Infantin weder schön noch liebenswürdig; und erhielt die pedantische Erziehung jenes Zeitalters, welche so wenig für das praktische Leben als für die schöne Bestimmung ihres Geschlechts berechnet war. Die Kenntniß todter Sprachen, und eine Ueberfüllung des Gedächtnisses mit scholastischen Formeln, welche weder das Herz erwärmen noch den Kopf aufklären, galt damals für die höchste

Stufe intellektueller Kultur, selbst beim weiblichen Geschlechte; und Juana ward eine geistreiche Prinzessin genannt, weil man sie gelehrt hatte, Anreden, die an sie gehalten wurden, in lateinischer und spanischer Sprache zu beantworten.

Im siebzehnten Jahre ihres Alters ward sie verlobt an den Erzherzog Philipp von Oesterreich, den einzigen Sohn des Kaisers Maximilian I. und der Prinzessin Maria von Burgund, welche die herrlichen niederländischen Provinzen an die Nachkommen Rudolfs von Habsburg brachte. Die Vermählung sollte in den Niederlanden vor sich gehen; denn die Regierung derselben hatte der Kaiser 1494 seinem Sohne abgetreten. Juana, von einem zahlreichen glänzenden Gefolge begleitet, begab sich zu Wasser dahin, landete zu Middelburg in Zeeland, ging von da nach Brabant; zu Lier empfing der Bräutigam seine Verlobte, und vollzog hier das Beilager mit ihr, welches darauf 1496 den 21. Oktober zu Brüssel mit königlicher Pracht gefeiert ward.

Sowie dem Erzherzoge eine Reihe günstiger Ereignisse die Aussicht auf den Besitz reicher und ansehnlicher Länder eröffnet hatte (die Erbschaft der Niederlande; den jetzt unter dem Kaiser vereinigten Kreis der lange getheilten österreichischen Staaten): so ward auch Juana auf gleiche Weise vom Glück begünstigt. Als Maximilian und Ferdinand die Vermählung ihrer Kinder beschlossen, war der einzige politische Zweck, den sie dabei im Auge hatten, dieser: durch die Verbindung ihrer Häuser der Vergrößerung Frankreichs Schranken zu setzen, und sowohl die spanischen Staaten als die Niederlande gegen diese Macht zu sichern. An die für das gesammte Menschengeschlecht so wichtigen Folgen der Heirath: daß Länder, welche einander damals noch so fremd waren als ob sie in verschiedenen Welttheilen lägen, unter ein gemeinschaftliches Oberhaupt verknüpft werden sollten, daß furchtbare jahrhundertlange Stürme und Erschütterungen daraus entstehen würden; daran hatten die Stifter der Ehe nicht auf die entfernteste Art gedacht. Und doch trat das Ereigniß, wodurch die Vermählung Philipp's und Juana's eine so hohe politische Wichtigkeit erhielt, schon nach wenigen Jahren ein.

Ein Jahr nach Juana's Vermählung starb ihr Bruder, der sechszehnjährige Kronprinz von Spanien, Don Juan, an den Folgen einer zu heftigen Leidenschaft für seine junge Gattin, die schöne und geistreiche Erzherzogin Margaretha von Oesterreich. Durch seinen Tod ward daher die ältere, an König Emanuel von Portugal verheirathete, Schwester Isabella, Erbin der spanischen Reiche; und zu Toledo und Saragossa, wohin sich auf Verlangen ihrer Eltern diese Prinzessin nebst ihrem Gatten begeben hatte, ward ihr Erbfolgerecht durch die Cortes von Kastilien und Aragonien feierlich proklamirt. Aber auch diese Fürstin raffte schon ein Jahr darauf ein unerwarteter Tod im Wochenbette zu Toledo hinweg; und ihr nachgelassener Säugling folgte ihr in die Gruft, als er noch nicht zwei Jahre alt war. Durch diese schnellen, nicht geahneten Todesfälle in Ferdinand's und Isabellens Hause, welche der Aberglaube einem besonderen Strafgerichte Gottes zuschrieb, ging das Recht der Erbfolge in die Staaten ihrer Eltern auf Juana über.

Philipp war einer der schönsten Prinzen seiner Zeit; jedoch von beschränktem Geist, und ohne jene großen Talente und Tugenden, welche Eigenthum solcher Fürsten sein sollten, in deren Hand das Wohl zahlreicher Völker gelegt ist. Sonst fehlte es ihm nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Er war freigebig und großmüthig, von froher Laune, ein Freund der Geselligkeit und des Genusses. Aufgewachsen in der zwanglosen Lebensart der Niederlande, wo Nationalreichtum und ausgebreiteter Handel die Ueppigkeit auf hohen Gipfel getrieben, und eine Ungebundenheit der Sitten erzeugt hatte, wie man sie damals in keinem andern Lande kannte, ermangelte er nur zu sehr der Charakterfestigkeit und Selbstbeherrschung. Ihm war jedes ernste Geschäft verhaßt, welches den Lauf seiner Vergnügungen unterbrach, und der Ausführung seiner Fantasieen Hindernisse schuf. Seinem glücklichen Leichtsinne erschien die ganze Welt in rosenfarbenem Licht. Alles Schöne zog ihn an, aber nichts konnte ihn fesseln, seine Veränderlichkeit forderte einen ewigen Wechsel in Wünschen und Befriedigungen.

Juana dagegen besaß weder körperliche Reize, noch solche Vorzüge des Geistes, welche fähig sind,

das Herz eines sinnlichen flatterhaften Mannes festzuhalten. Die strengen Sitten des väterlichen Hauses, und der ihrer Nation eigenthümliche Ernst, hatten zugleich mit den Grazien auch die fröhliche Laune der Jugend von ihr verscheuht. Ihr Hang zur Schwärmerei überspannte ihre Gefühle; und so, mit der tiefen Leidenschaftlichkeit ihres Volks, und durch nichts zerstreut, umschlang sie nur einen einzigen Gegenstand. Die Freuden der Geselligkeit waren ihr fremd; aus dem rauschenden Getümmel der Lustbarkeiten ihres Gatten, der einen glänzenden Hofstaat hielt, und stets von einem Schwarm junger ausschweifender Günstlinge umgeben war, sehnte sie sich, aber mit Philipp, in die abgeschiedene Stille zurück, in welcher sie aufgewachsen war.

Die Folgen der unnatürlichen Verbindung zwei so ganz verschiedener Charaktere, ließen sich voraussehen. Juana mußte das Opfer derselben werden, da sie mit glühender Liebe an ihrem Gatten hing, dieser aber nie mehr als Gleichgiltigkeit gegen sie gefühlt, und nur aus politischen Rücksichten und aus Gehorsam gegen den väterlichen Willen ihr seine Hand geboten hatte. Die Aeußerungen der Zärtlichkeit, womit sie ihn wahrhaft überhäufte, vergalt er durch Kälte. Bei ihr waren daher Mißtrauen und Eifersucht die nächsten Folgen der unerwiederten Liebe. Sie bewachte jeden Schritt Philipp's mit spürender Sorgfalt, und drängte sich nun wieder zu ihm, selbst wo es nicht ganz schicklich war. Einst als er in dem Prinzenhofe zu Gent ein glänzendes Fest giebt, kann sie, obgleich ihrer Entbindung schon sehr nahe, sich nicht entschließen, ihn unter der um ihn versammelten Blüthe weiblicher Schönheit unbeobachtet zu lassen: sie erscheint, trotz ihres lästigen Zustandes, mit dem schweren Puz jener Zeit angethan, in der Gesellschaft. Aber nach kurzer Anwesenheit fühlt sie sich plötzlich von Schmerzen ergriffen, und ist gezwungen das Zimmer zu verlassen. Ihr langes Ausbleiben erregt die Besorgniß der Hofdamen. Sie eilen ihr nach, und finden nach langem Suchen die Fürstin an einem wenig passenden Ort, in voller Geburtsarbeit. Man leistet ihr so gut es sich thun läßt, Hilfe, und sie wird glücklich von ihrem ältesten Sohn entbunden, dem in der Folge so berühmten

Kaiser Karl V. 25. Februar 1500. Als nachher die Neugier der Fremden das Geburtszimmer des großen Monarchen häufig besuchte, fand man es schicklich, dem kleinen Gemache, in der Ecke des obersten Stockwerks unterm Dache, das Ansehen eines Kabinetts zu geben durch Anbringung eines Kamins und allerlei Schmucks an den Wänden. Allein diese Verzierungen zeigen deutlich ihre spätere Einfügung, und noch vor achtzig Jahren waren Ueberbleibsel der Ableitung vorhanden, welche den Gebrauch dieses nach dem Graben gehenden Zimmers offenbarten.

Philipp, der an ein ungebundenes Leben gewöhnt, und stets in geheime Liebesverständnisse verwickelt war, fand die argwöhnischen Launen seiner Gattin und die Last der ihm dadurch angelegten Fesseln unerträglich. Juana ward ihm durch ihre Zärtlichkeit selbst völlig zuwider, welche freilich nicht selten den Charakter des Albernheit und Kindischen annahm; er entzog sich ihr fast gänzlich. Die unglückliche Fürstin, ihren schwermüthigen Vorstellungen überlassen, unaufhörlich von Eifersucht und verachteter Liebe gefoltert, keiner Freude empfänglich und von keiner erheitert: — ist es ein Wunder, daß ihre schwache geistige Natur in diesem Kampfe heftig angegriffen und endlich unheilbar zerrüttet wird! Es zeigten sich Anfälle von Wahnsinn, Anfangs nur selten und vorübergehend, aber nach und nach stärker und dauernder. Sie gaben oft zu den sonderbarsten Auftritten Veranlassung, und konnten daher zuletzt auch ihrem Gemahl nicht verborgen bleiben.

Indeß hatten seine Schwiegereltern unmittelbar nach dem Tode ihres Enkels, des Infanten Michael von Portugal, den Bischof von Cordova an Philipp abgesandt, mit der dringenden Einladung, nach Spanien zu kommen: theils um die Huldigung seiner künftigen Unterthanen zu empfangen, theils um mit deren Sitten und Charakter bekannt zu werden, da sie so verschieden waren an Charakter und Bildung von der Nation, unter welcher er bisher gelebt hatte. Schwer entschloß sich der Erzherzog zu dieser Reise.

Im Herbstmonat des Jahres 1501 brach der Erzherzog in Begleitung seiner Gattin nach Spanien auf. Die Reise ging, auf die Einladung

Ludwigs XII., zu Lande durch Frankreich und über Paris, wo das junge Fürstenpaar mit Lustbarkeiten überhäuft wurde. Der ganze Zug bis an die Pyrenäen glich einem langen Triumphe. Im Januar des folgenden Jahres langten die Reisenden zu Fuenterrabia an, und hatten zu Burgos die erste Zusammenkunft mit ihren Schwiegereltern, welche ihren Kindern bis dahin entgegengekommen waren. Von hier begaben sich beide Höfe nach Toledo, wo Philipp und Juana als die nächsten Erben der spanischen Kronen öffentlich ausgerufen wurden. Die Schönheit und das humane Betragen des Erzherzogs bezauberte die Kastilier: sie jauchzten ihrem künftigen Regenten zu. Es herrschte eine allgemeine Freude: Stiergefächte, Jagden, Schauspiele und andere Lustbarkeiten im Geschmacke des Zeitalters wechselten wochenlang mit einander ab; selbst der spanische Hof schien die ihm eigenthümliche Gravität abzulegen und sich zu einer nie gekannten Popularität herabzulassen.

Doch dieser frohe Laumel zerrann bald. Ferdinand der Katholische, mißtrauisch und verschlossen, und Philipp, offen und lebhaft, konnten einander unmöglich Geschmack abgewinnen; Kälte und gegenseitiges Mißvergnügen trat an die Stelle der ersten freundschaftlichen Wärme und Harmonie. Man verlangte von dem Erzherzog, er sollte seinen beständigen Wohnsitz in Spanien nehmen; aber dazu fühlte er sich durchaus nicht fähig. Er sehnte sich aus dem durch die Natur so schönen und genussreichen Lande weg, nach seinen geliebten Niederlanden hin, wo keine barbarische Inquisition, kein wilder Glaubenseifer die schönsten Freuden stürzte, kein strenges Cerimonieel ihn von den Gefährten seines jugendlichen Alters trennte. Eine ungewöhnliche Sterblichkeit unter seinem Gefolge, wahrscheinlich erzeugt durch die Veränderung des Klimas und der Diät; häuslicher Verdruß mit seiner Gemahlin, Streitigkeiten zwischen den Spaniern und Flamländern; Mißhelligkeiten endlich mit seinen Schwiegereltern über die freundschaftlichen Verhältnisse, worin er mit ihrem alten Feinde, dem Könige von Frankreich stand, vermehrten seinen Unmuth. Plötzlich faßt er, mitten im Winter, als eben Ferdinand in Katalonien mit einer Kriegsrüstung

wider Frankreich beschäftigt ist, den Entschluß, Spanien zu verlassen. Alle Vorstellungen sind umsonst. Seine Gattin, ihrer Entbindung nahe, und dadurch außer Stande, ihn auf einer solchen Reise in der strengen Jahreszeit zu begleiten, ist außer sich vor Schmerz. Aber weder ihre Thränen, noch die Bitten ihrer Mutter der Königin Isabella, machen den geringsten Eindruck auf ihn; ja können ihn nicht einmal zu einem dreitägigen Aufschub seiner Reise bewegen, um noch in ihrer Gesellschaft das Christfest zu feiern. Er verläßt den 22. December 1502 Spanien, und nimmt seinen Weg durch das südliche Frankreich, zu noch bitterem Verdruß seines Schwiegervaters.

Wir kehren zu der trostlosen Juana zurück. Die nächste Folge ihrer Verzweiflung über die Entfernung ihres Gatten war ein heftiger Anfall von Wahnsinn. Ihm nachzureisen war ihr einziger Gedanke; und ihr Aufseher, der Bischof von Cordova, sah sich genöthigt, die Thore des Schlosses zu Medina del Campo, wo sie sich aufhielt, verschließen zu lassen, um sie an der Ausführung dieser ausschweifenden Idee zu hindern. Aber keine Vorstellungen und Bitten konnten sie bewegen, sich eines Bettes zu ihrem Lager zu bedienen. Schlaflos und herumwandernd brachte sie ihre Nächte zu: meist, trotz der rauhen Winterluft, im Vorhofe des Schlosses unter offenem Himmel. Dennoch ging ihre Niederkunft besser von Statten, als man zu hoffen wagte. Sie ward glücklich den 10. März 1503 von ihrem zweiten Sohn Ferdinand entbunden, der die Königreiche Ungarn und Böhmen auf immer mit seinem Hause vereinigte, und seinem Bruder Karl V. auf dem deutschen Kaiserthron folgte.

Die Geburt dieses Prinzen erfüllte ganz Spanien mit Freude; nur seine Mutter nahm keinen Theil daran. Um ihren zerrütteten Geist einigermaßen zu beruhigen, ließ man vor ihren Augen an der Ausrüstung einer Flotte arbeiten, welche sie nach Islandern führen sollte. — Philipp war indes auf seiner Reise dahin in Frankreich gefährlich krank geworden, hatte zu Lion lange ohne Hoffnung darnieder gelegen, und als ihn seine Jugend und kraftvolle Konstitution retteten, ging er zu seinem Vater nach Deutschland, und langte erst im December 1503 in den Nieder-

landen an. Allein schon im Frühjahr hatte er von Wien aus seiner Gattin geschrieben, sie möchte ihre Rückreise beschleunigen. Nun konnte nichts sie mehr in Spanien halten, Tag und Nacht mußte die Arbeit an den Schiffen betrieben werden; und als diese segelfertig dalagen, war ihre Ungeduld an Bord zu gehen so groß, daß man allerlei Vorwand zu erfinden genöthigt war, damit sie nur noch ein Paar Tage länger zu Medina del Campo verweilen möchte, weil ihre Mutter sie vor der Abreise noch einmal zu sprechen wünschte. Ohne Rührung und Theilnahme empfing sie das letzte Lebewohl der trauernden Königin, der es die Abnahme ihrer Kräfte sagte, daß sie die unglückliche Tochter nicht wiedersehen werde. Juana eilte auf das Meer, um nach dem Lande überzuschiffen, wo sie Liebe und Befriedigung ihrer Sehnsucht suchte, und — neuen Kummer fand.

Im Mai 1504 landete sie an der niederländischen Küste, und ward mit großen Feierlichkeiten empfangen. Aber ihren Gemahl hatte die lange Trennung nicht zärtlicher gegen sie gemacht. Ein neuer wüthender Ausbruch ihrer Eifersucht veranlaßte wenig Tage nach der Wiedervereinigung der Gatten einen Austritt, der Beider gleich unwürdig war. Juana bemerkte, oder glaubte zu bemerken, daß eine junge reizende Spanierin, die in ihrem Gefolge nach Belgien gekommen war, die Blicke des Erzherzogs auf sich gezogen hatte. Darüber erfüllt sie das ganze Haus mit ihren Klagen, wirft sich in Philipp's Gegenwart über die Nebenbuhlerin her, schneidet ihr das schöne reiche Haar ab, welches er vorzüglich bewundert hatte, und treibt die Wildheit so weit, daß sie mit blutigen Rissen und Furchen das liebliche Gesicht zerfetzt. Der Erzherzog eilt hinzu, um das halbtodte Mädchen aus den Händen seiner Gemahlin zu retten, und entbrennt von so heftigem Zorn gegen diese, die ihm in dem Augenblick nur als rasende Furie erscheint, daß er, die ihrem Geschlecht und Range schuldige Achtung und alle Gesetze des Anstandes vergessend, sie auf das schimpflichste mißhandelt. Vergebens suchte man die ärgerliche Scene zu verheimlichen. Sie war zu öffentlich vorgefallen, und das Gerücht davon verbreitete sich fast ebenso schnell nach Spanien, als in den Niederlanden selbst.

Beide Eltern wurden auf das schmerzlichste davon niedergeworfen, und verfielen in gefährliche Krankheiten. Ferdinand genas; aber Isabella, diese von ihren Unterthanen heiß beweihte und von ganz Europa als große Fürstin gepriesene Königin, starb an der Auszehrung, zu welcher am Ende die Wassersucht sich gesellte, den 26. November 1504 zu Medina del Campo, wo sie ihre Tochter zuletzt umarmt hatte. Ihr Testament bewies, wie vollkommen sie den unglücklichen Zustand derselben kannte, und wie unzufrieden sie mit Philipp's Betragen war. Denn sie erklärte zwar ihre abwesende Tochter zur Erbin des Königreichs Kastilien und der dazu gehörigen Staaten, fügte aber hinzu: „im Fall Juana nicht selbst regieren wolle oder könne, solle nicht der Schwiegersohn, sondern ihr Gemahl König Ferdinand, als Vater und Vormund, die Regentschaft führen, bis ihr ältester Enkel, Karl, das zwanzigste Jahr erreicht haben würde.“ Ihr Gemahl hatte der Sterbenden eidlich angeloben müssen, daß er weder durch eine zweite Heirath noch auf irgend andere Art Juana und deren Nachkommen das Recht der Thronfolge entziehen wolle.

Der staatskluge Ferdinand legte sogleich den Titel eines Königs von Kastilien ab, den er bisher gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin geführt hatte, ließ Philipp und Juana als die rechtmäßigen Souveräne dieses Reichs öffentlich ausrufen; übernahm nun aber die ihm durch Isabellens letzten Willen übertragene Regentschaft. Allein Philipp, der nicht bloß den Namen eines Königs führen, sondern es auch in der That sein wollte, war fest entschlossen, das Testament seiner Schwiegermutter zu verwerfen. Viele vornehme Kastilier, denen des Aragoniers Ferdinand Regierung verhaßt war, bestärkten ihn in dem Entschlusse; besonders Don Juan Manuel de Leon, spanischer Gesandter am kaiserlichen Hofe, der sich nach Isabellens Tode von Wien nach Brüssel begeben hatte, um sich die Gunst eines neuen und freigebigeren Herrn als Ferdinand war, zu erschmeicheln.

Nachdem Philipp der verstorbenen Königin eine prachtvolle Todtenfeier in der St. Gudulakirche zu Brüssel gehalten hatte, ließ er sich und seine Gattin in den vornehmsten niederländischen

Städten durch Herolde als Könige von Kastilien, Leon, Toledo und Granada, und als Prinz und Prinzessin von Aragonien und beiden Sicilien proklamiren; forderte sodann seinen Schwiegervater auf, den Titel eines Regenten jener Königreiche abzulegen und sich nach Aragonien zurückzuziehen: wobei er Anstalten traf, sich selbst so bald als möglich nach Spanien zu begeben. Ferdinand bot Alles auf, seinen Schwiegersohn zur Unterwerfung unter den Willen der verstorbenen Königin zu bewegen; aber alle Vorstellungen seiner Gesandten Feneira und Conchillo blieben fruchtlos.

Endlich versuchte Ferdinand, dieser Meister in Erfindung listiger Anschläge, noch ein Mittel, dessen Anwendung Conchillo aufgetragen ward. Diesem glückte es sich freien Zutritt bei der Königin Juana zu verschaffen. Er gewann ihr Zutrauen, und wußte die schwache, von häuslichen Leiden tiefgebeugte Fürstin zu überreden, daß sie in die Regentschaft ihres Vaters willigte. Sie verfaßte insgeheim ein Schreiben an den Letzteren, worin sie ihm die Regierung förmlich übertrug, und Alles im voraus genehmigte, was er thun würde, sollte es auch dem Willen ihres Gemahls zuwider sein. Conchillo übergab den wichtigen Brief, als er ihn aus den Händen der Königin empfangen hatte, zur unverzüglichen Beförderung nach Spanien einem Aragonier in ihrem Dienste, auf dessen Treue und Gewandtheit er sich verlassen zu können glaubte; allein dieser, in der Hoffnung ansehnlicher Belohnung, lieferte ihn an Philipp aus. Die Entdeckung eines so gefährlichen Geheimnisses erbitterte den jungen König gleich heftig wider seine Gattin und Conchillo. Den Letzteren ließ er sofort wie einen Missethäter in einen finstern Kerker werfen, und von Juana entfernte er Alles, was Spanisch war oder hieß, bis auf zwei Damen, denen aber jeder Briefwechsel auf das strengste untersagt war. Wachen vor den Zimmern der Königin mußten jeden Umgang, jede Gemeinschaft verhindern; einzig dem Kaplan wurde zum Messelesen Zutritt erlaubt, doch mit dem Befehl, sich gleich nach dem Gottesdienst zu entfernen, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Eine so harte Behandlung mußte auf den Gemüthszustand der Königin höchst nachtheilig wirken, die

Zerrüttung ihres Verstandes nahm zu, und das gab wieder neuen Vorwand, sie noch enger einzuschließen. Zu seiner Rechtfertigung ließ der König über den ganzen Verlauf der Sache eine gerichtliche Verhandlung aufnehmen, welche nach Spanien geschickt ward.

Die weitläufigen Streitigkeiten, welche sich hierauf zwischen Philipp und seinem Schwiegervater erhoben, endigten durch einen Vergleich, wobei selbst der Kaiser (Philipp's Vater) und die niederländischen Stände unterhandelten, und der im November 1505 zu Salamanka dahin abgeschlossen ward: daß Juana und Philipp ausgesetzt wurden, die letztere wieder eine ihrem Stande gemäße Behandlung erfuhr, Ferdinand während der Abwesenheit des königlichen Ehepaars im Besitz der Regentschaft blieb, und Conchillo seine Freiheit erhielt. Nur durch ungünstige Umstände gezwungen, und da es Ferdinand gelungen war, den König von Frankreich dadurch in sein Interesse zu ziehen, daß er sich mit dessen achtzehnjähriger Nichte Germaine de Foix vermählt hatte, willigte Philipp in diesen Vergleich, hoffend, ihn durch seine Gegenwart in Kastilien bald unwirksam zu machen. Allein es traten Zögerungen ein. Ein Krieg mit dem Herzog von Geldern mußte erst durch einen Friedensschluß beendigt, eine neue Schwangerschaft seiner Gemahlin dann abgewartet werden, die, wie immer, sehr glücklich niederkam, zufolge ihrer unverwundbaren körperlichen Gesundheit, trotz aller Leiden und Erschütterungen; auch suchte Philipp sich erst durch Verkauf verschiedener Kammergüter in Holland die nöthigen Mittel zur Reise zu verschaffen. Dies Mal sollte sie zur See gehen, weil er mit Frankreich etwas gespannt war. Ferdinand, um seine Freundschaft zu zeigen, schickte eine kleine Flotte nach Zeeland. Vor der Abreise feierte Philipp noch — als wolle er mit Fleiß die gute Jahreszeit vergehen lassen — in der Abtei zu Middelburg ein Ordensfest (das siebenzehn) des goldenen Vlieses, und ertheilte die Würde dieses Ordens, unter zehn neuen Rittern, auch dem deutschen Grafen Wolfgang von Fürstenberg, einem Manne von großer Erfahrung in Staatsgeschäften, den er sich von seinem Vater dem Kaiser zum Begleiter nach Spanien erbeten hatte;

und dem Kastilier Don Juan Manuel, der bei Philipp in hoher Gunst stand, und vorzüglich beitrug, dessen Feindschaft gegen Ferdinand zu nähren.

(Schluß folgt.)

Eine Omnibusfahrt.

— Worauf wartet denn dieser Maulaffe von Kondukteur noch? Wir sind ja längst vollzählig! polterte es aus der hintern Ecke eines wohlgefüllten Omnibus, zu dessen näherer Bezeichnung wir nur sagen können, daß er mit zwei bis drei Farben des Regenbogens angestrichen ist und die Bestimmung hat, zwischen zwei weit genug von einander entfernten Punkten St. Petersburgs mit aller Schnelligkeit, die ihm ein Paar starkhufiger Kofse verleihen kann, hin und her zu rollen.

Die polternde Stimme gehörte einem gesetzten Manne, dessen kräftige Gestalt ein einfacher brauner Sackpaletot vortheilhaft drapirte und dem seine buschigen schwarzen Augenbrauen in Verbindung mit einem tadellosen Backenbarte, der auf jeder Wange ein vollkommen regelmäßiges rechtwinkliges Dreieck bildete — die Hypotenuse vom Ohre bis zum Mundwinkel gedacht — den Ausdruck eines entschiedenen Recht habers gaben. Ihm gegenüber saß ein feines altes Männchen, gestriegelt und gebiegt, dessen faltenreiches Antlitz zwischen äußerst saubern Battistkrägelchen, wie ein Bratapfel aus einer weißen Porcellantasse hervorsah und sich bei den barschen Worten des ungeduldigen Nachbars zu einer halbironischen Grimasse verzog, während der gekniffene Mund Etwas wie „mit der Zeit bricht man Rosen!“ murmelte.

„So?“ — fiel der Andere hizzig ein, — und wenn man keine Zeit hat; was giebt es da zu brechen? Unannehmlichkeiten, mein werther Herr, Verspätung und Versäumnis, Unordnung aller Art und dazu einen Aerger, daß man plagen möchte. „Ich bitte Sie, widersprechen Sie mir nicht,“ fuhr er sich ereifernd fort, obgleich der alte Herr nicht im entferntesten Miene zum Wi-

derspruch machte, — „ich weiß, was ich sage: diese Omnibus sind die erbärmlichste Erfindung, die man seit Menschengedenken gemacht hat und unter allen wird gerade die Linie, auf deren Anfangspunkte wir, wie Sie nicht leugnen werden, bereits über eine Viertelstunde stationiren, mit wahrhaft empörender Nachlässigkeit besorgt. Da kommt schon der zweite und kaum hundert Schritte hinter ihm der dritte Wagen angerumpelt und der erste setzt sich noch immer nicht in Bewegung. Ist das eine Anordnung? Den Kondukteuren hat man solche großartige, Chronometer-ähnliche Instrumente in die Tasche gesteckt, damit das Publikum an die größte Pünktlichkeit glaube; aber weit gefehlt: „diese Uhren sind weder nach Sonnen- noch Sternzeit, sondern nach der Zeit der Tagediebe gestellt.“

Unter dessen hatte der Kondukteur durch wiederholtes heftiges Zucken mittelst einer Procedur der fühlbaren Telegraphie, nemlich an der um den Arm des Kutschers geschlungenen und durch den Wagen hinlaufenden Schnur das Zeichen zum Abfahren gegeben. Gleich darauf aber brachte ein neuer und anders accentuirter Ruck an der nemlichen Schnur den Wagen wieder zum Stehen. Es vergingen einige Minuten, während welcher man das Vergnügen hatte, durch die angelweit geöffnete Omnibusthüre das Herangaloppiren eines jungen Menschen zu beobachten, der fest entschlossen schien, die Zahl der Passagiere auf Kosten seiner Lungen zu vermehren. Die langen Schöße des schwarzen Fracks, mit dem er bekleidet war, flatterten um die Wette mit den endlosen Zipseln seines himmelblauen Halstuchs im Winde, und während er mit der einen Hand, die ein Spazierstöckchen hielt, von Zeit zu Zeit dem Kondukteur winkte, und mit der andern den Hut auf dem Kopfe zu erhalten bemüht war, machten seine unteren Extremitäten, die von einer vielstreifigen Hülle umschlottert wurden, so verzweifelte Sätze, daß er das Ziel seines Strebens bald erreicht hatte. Ein kühner Sprung zum Schlusse, und er war im Innern des Omnibus, nicht ohne seinem Gibus-Hute eine tüchtige Beule beigebracht zu haben, und fand seinen Platz zwischen dem alten Herrn mit dem Apfelfesichte und einer dürreren Dame, die ihren feisten siebenjährigen Buben

auf den Schoß nahm und somit nur für eine Person zählte und zahlte.

Kaum hatte der Neuangekommene sich zurecht gesetzt, mit einem großen blauseidenen Schnupftuche, das eine zweite unveränderte Auflage seiner Halsbinde zu sein schien, sich den Schweiß von der Stirne getrocknet, ein Paar weiße Waschhandschuhe aus dem Hute genommen, nicht um sie anzuziehen, sondern sie nebst dem Röhrchen in der Hand zu halten, und endlich durch die Frage: ob es noch weit bis zur ***Brücke... wäre, die durch seine Kleidung erregte Vermuthung, daß er aus einer entfernten Provinz kommen müsse, vollständig bestätigt — als der Wagen wieder kurz anhielt; die Thür wurde stracks aufgethan, und herein flog ein sphärisch ausgepanntes Etwas von ungebleichter Leinwand, das man, je nach der Witterung, für einen großen Sonnenschirm oder für einen mäßigen Regenschirm halten konnte. Eine älterliche Dame im Gewande der tiefsten Trauer, mit Pleureusen, folgte bedächtig diesem aufgeblähten Vorläufer, und der Wagen rollte weiter, noch ehe es der Dame, die von einem Schoße auf den andern gerieth, möglich geworden war, einen Sitz auszumitteln. Sie nistete sich endlich zwischen zwei nichts weniger als schwächtigen Frauengestalten ein und versuchte dann, ihren Sonnenschirm zusammenzufalten. Dieser war jedoch viel zu widerspenstig, um sich zum Ziele zu legen, und seine Besitzerin sah sich daher gezwungen, ihn in statu quo wie einen großen Pilz aufrecht vor sich hinzustellen. Sie stützte sich mit beiden Händen darauf und schien die Gesellschaft zu mustern, fuhr aber schon nach wenigen Augenblicken, wie von einer Natter gestochen, empor.

Halt, Kondukteur! Angehalten um Gottes willen! Ist das erhört, Leute aufzunehmen, wenn der Wagen bereits überfüllt ist? Ich bin die eilfte, und wenn man die beiden Passagiere, die außen am Wagen hocken, mitrechnet, die dreizehnte! Laß mich hinaus! ich will hinaus, sag ich dir!

Der Kondukteur versuchte es vergebens, sie zu überreden, daß die dürre Dame mit ihrem Knaben nur kaum eine Person ausmache und daß er unter Umständen sogar zwölf Personen einzunehmen befugt sei: — sie drang auf ihre Frei-

lassung und stürzte mit gefälltem Sonnenschirme zwischen den vorgehaltenen Händen der erschrockenen Passagiere zum Omnibus hinaus.

Nach diesen Intermezzi trollte sich das Fuhrwerk entschlossenen Schrittes weiter, ohne ferner auf die winkenden Stöcke und Regenschirme nacheilender Fahrlustigen die geringste Rücksicht zu nehmen. Den Unzufriedenen im Sackpaletot hinderte daher nichts mehr, in der unterbrochenen Erörterung seiner paradoxen Ansichten über das Omnibus-Wesen fortzufahren.

„Wie gesagt, eine Einrichtung für Tagesdiebe ist es,“ hub er an, sich wiederum an den alten ihm gegenüber sitzenden Herrn wendend, — „womit ich übrigens Niemanden persönlich zu nahe treten will. Ich spreche im Allgemeinen... über das Princip der Sache, und frage Sie: wem sollen diese Omnibus eigentlich nützen? Wenn man zu denjenigen Klassen der Gesellschaft gehört, die nicht zeitlebens zu Fuß gehen, so hat man entweder viel Geld, oder man hat wenig. Nichts kann klarer sein. Im erstern Falle wird man sich schwerlich dazu verstehen, in einen solchen Rumpelkasten zu steigen, im letztern aber ist die Zeit viel zu kostbar, als daß man sie mit diesen Schneckenfahrten vertrödeln könnte. Sonst fand man in unserm Stadttheile zu allen Jahres- und Tageszeiten Iswoschtschiks die Hülle und Fülle, die für fünfundzwanzig Kopfen Silber stets bereit waren, fast bis an's Ende der Welt zu fahren. Jetzt sind sie wie weggeblasen, und man sieht sich also genöthigt, seine Zuflucht zu dieser herrlichen Erfindung zu nehmen, deren Wahlspruch ist: Gile mit Weile, oder — kommst du nicht heute, so kommst du doch morgen... gut für Leute, die nichts zu thun haben, als dem lieben Gott den Tag wegzustehlen. In Paris und London weiß man der Sache einen ganz anderen Schwung zu geben. So viel Geken, so viel Omnibus. Und hat man in dem einen bezahlt, so kann man auf den Durchschnittspunkten ihrer Linien par correspondence gratis einen andern in Anspruch nehmen. Ein wahres perpetuum mobile; aber hier — —“

„Was man in Paris und London für gut befindet, braucht deshalb noch nicht in Petersburg anwendbar zu sein,“ warf mit schlecht ver-

haltenem Grimme, jedoch schüchtern, der alte Herr aus der andern Ecke ein.

„In der That?“ entgegnete der Rechthaber hämisch, — „und weshalb sollen wir denn hinter andern Hauptstädten zurückstehen? Aufrichtig gesagt, Sie ermüden mich mit Ihren ewigen Einwürfen, und ich begreife das lebhafteste Interesse nicht, das Sie an dieser erbärmlichen Einrichtung zu nehmen scheinen.“

„Wie, die Omnibus haben nicht Ihren Beifall?“ fragte, sich in's Gespräch mischend, der junge Provinzial mit einem mitleidigen Lächeln, — „das kann unmöglich Ihr Ernst sein.“

„Der Herr verlangt,“ erklärte, muthiger werdend durch diesen unerwarteten Beistand, der schüchterne Nachbar, — „daß die Omnibus sich nach seinen Bedürfnissen richten, vor seiner Thür halten, fahren sollen, wann es gerade gewünscht und auch so schnell als es seine wahrscheinlich höchstwichtigen Geschäfte erfordern.“

„Ich dachte,“ meinte der junge Mann, sich zu dem Gegner wendend, — „daß, wem nicht aller Gemein Sinn mangelt, wer nicht ein verstockter Feind jedes vernünftigen Fortschrittes ist, die Einrichtung der Omnibus vortrefflich finden müßte. Der unbestreitbare Umstand, daß alle solide Unternehmungen dieser Art prosperiren, ist der beste Beweis dafür, daß sie zeitgemäß und dem Publikum bequem sind. Ihr Syllogismus, wodurch Sie vorhin zu beweisen suchten, daß nur Tagediebe Nutzen daraus ziehen könnten, scheint mir durchaus nicht stichhaltig, denn er beruht auf der falschen Voraussetzung, daß alle Leute entweder viel oder wenig Geld und Zeit hätten, während es doch am Tage liegt, daß die meisten weder viel noch wenig, sondern grade hinreichend Zeit und Geld haben, und auf das Bedürfniß dieser, d. h. der ganzen Mittelklasse, ist eben der Omnibus berechnet.“

„Wer damit nicht zufrieden ist,“ bemerkte nun ganz herzhast der alte Herr, „der mag sich eine Privat-Eisenbahn zwischen seiner Wohnung und seinem Geschäftslokale anlegen lassen... Sie kommen aus dem Innern, junger Mann, vielleicht aus einem winzigen Landstädtchen, und müssen alten Residenzbewohnern über ihre eigenen Interessen die Augen öffnen!“

Der Rechthaber sah seine Gegner mit durchbohrenden Blicken an, und seine mächtigen Augenbraunen zogen sich so drohend nach unten, als ob sie mit den Dreiecken des Backenbarte zusammenstoßen wollten. Gott weiß, welcher ein Donnerwetter hinter der verhängnißvollen Gewitterwolke seiner Physiognomie hervorgebrochen wäre, wenn nicht ein sonderbarer Vorfall die Stelle des Blitzableiters übernommen hätte. Ein ärmlich gekleideter, hohlwangiger Passagier, dem die Vorliebe für berauschende Getränke um die Augen und auf der Nase geschrieben stand, zog nemlich in diesem verhängnißvollen Augenblicke den Hut und sprach mit kläglichem Geberde:

„Meine Herren und Damen, ich bin kein Bettler... Gott bewahre mich davor!... aber ich befinde mich unvermutheter Weise in einer sehr drückenden Verlegenheit und bin, auf Ihr Mitgefühl rechnend, in diesen Omnibus gestiegen.“ Dabei präsentirte er rechts und links der Gesellschaft seinen formlosen, schäbigen Hut.

Einige von den Passagieren sahen zerstreut zum Wagenfenster hinaus, andere lachten, und zwei oder drei gaben ihm kleine Silbermünze. Zu den letztern gehörte auch der junge Provinzial, der eine große gestickte Brieftasche aus dem Busen zog und einen Griwenik herausnahm, den er in den Hut des Trunkenboldes fallen ließ. Der Mann mit dem korrekten Backenbarte dagegen zog stracks an der telegraphischen Schnur und rief: laß den Bettler aussteigen!

Dieser hatte wohl ohnehin nicht Lust, länger zu bleiben und schlüpfte mit dem Ertrage seiner improvisirten Kollekte hinaus, bevor noch der Wagen ganz stille stand.

„He, Freund, und mein Griwnik!“ — rief der Kondukteur dem Davoneilenden nach. — „Der ist nun seit gestern schon der dritte, der mir so entwischt. Aber gebettelt hat doch noch Keiner im Omnibus.“

„Eine seltene Frechheit!“ rief einer von den Passagieren, die nichts gegeben hatten.

„Auch ein Beweis vom Nutzen der Omnibus!“ sagte spöttisch der Unzufriedene, dem dieser Vorfall Wasser auf seine Mühle war, und der es nun nicht mehr für der Mühe werth hielt, seinen

Gegnern anders als durch einzelne unter Achselzucken vor sich hingeprobene Worte zu antworten. — „Gemeinwesen!... Fortschritte!!... Zeitgemäß!!!... Syllogismus!!!!...“ hörte man ihn in höhnischem Crescendo ausstoßen, „Schulfuchsererei...“

In diesem Momente fuhr ihm der Oibus des jungen Provinzials so heftig in's Gesicht, daß er einen Schrei des Entsetzens ausstieß; der Rohrstock seines andern Gegners bohrte sich ihm in die Rippen; die schwächliche Dame sammt ihrem feisten Sohne stürzte sich auf ihn; der ganze Inhalt des Omnibus schien einverstanden, den zänkischen Antagonisten einer so gemeinnützigen Einrichtung im wörtlichsten Sinne zu erdrücken. Wenigstens mußte dieser etwas dergleichen befürchten, bis die wahre Ursache des befremdenden Ereignisses klar wurde. Beim Herabfahren von einem kleinen Anberge war ein Hinterrad abgesprungen und eine Feder gebrochen. Der Omnibus senkte sich, da der Kutscher die Pferde plötzlich kurz anhielt, plötzlich bedeutend nach einer Seite und Alles, was in ihm war, mußte daher, dem Gesetze der Schwere folgend, mehr oder weniger über einander herfallen.

Mit unverletzten Gliedmaßen, aber keineswegs mit unverletzten Hüten, standen sämmtliche schiffbrüchige Passagiere nach Verlauf weniger Minuten neben dem Omnibus-Brack. Einige von ihnen discutirten die Rechtsfrage: ob man sich mit der Zurückzahlung des Fahrgeldes begnügen müsse, oder darauf dringen könne, daß der Kondukteur für Jeden besonders einen Iswojtschik miethet. Der junge Mann mit der himmelblauen Halsbinde hatte noch seine Briestafche, die ihm zugleich als Geldbeutel diente, in der Hand und überzählte die darin befindlichen Papiere.

„Mir ist ein Brief herausgefallen,“ sagte er verdrießlich, — „ein wichtiges Empfehlungsschreiben an den Dirigirenden des ***.“

„An mich?“ rief der Mann im Sackpaletot, sich mit einem grimmigem Lächeln zu ihm wendend, — „ich bin selbst der Dirigirende des ***. Suchen Sie weiter nicht nach dem Empfehlungsschreiben: Sie haben sich mir durch Ihr liebenswürdiges Betragen im Omnibus schon hinlänglich selbst empfohlen.“ Und ohne ihn nach sei-

nem Namen zu fragen, zog er hohnlächelnd den Hut und ging schnellen Schrittes von dannen.

Der arme junge Mensch stand wie versteinert, seine große gestickte Briestafche in der einen, seinen gequetschten Oibus nebst Röhrchen und Waschhandschuhen in der andern Hand, und würde vielleicht noch lange zur Belustigung der Vorübergehenden so dagestanden haben, wenn nicht der kleine alte Herr, dessen Partei er so freimüthig ergriffen, ihn unter den Arm gefaßt und ihm freundlich zugerant hätte:

„Was Ihnen der Herr Dirigirende da zum Spotte gesagt, sage ich Ihnen im Ernste. Ihr Betragen hat Sie mir auf's Beste empfohlen. Ich bin Mitunternehmer verschiedener Omnibus-Linien und anderer industriellen Geschäfte im Großen. Wenn Sie, wie ich mit Zuversicht voraussetze, die nöthigen Kenntnisse besitzen, so mache ich mich anheischig, Ihnen eine Laufbahn zu eröffnen, welche die verschmerzte Protection unseres Antagonisten vollkommen aufwiegen dürfte. Vor der Hand erwarte ich Sie heute zum Mittagessen. Hier ist meine Karte.“

Der junge Mann deklinirte seinen Stand und Namen, und sie schieden mit herzlichem Händedruck.

Die erzählten Ereignisse trugen sich in der Mitte dieses Sommers zu. Vor einigen Tagen, also nicht mehr als sechs Wochen später, sah man den nemlichen alten Herrn in Begleitung einer allerliebsten kleinen Brünette, deren Gesichtchen ebenfalls einem Apfel, aber einem rothwangigen, gleich, auf dem glatten Parkete der hellerleuchteten Passage nach dem Takte der Musik unter vielen andern feinen Petersburgern und Petersburgerinnen umherspazieren. Ihm zur Seite schritt ein Elegant, in dem es auf dem ersten Blick nicht möglich war, den jungen Provinzials des gescheiterten Omnibus zu erkennen. Die blaue Kravatte, die Waschhandschuhe waren verschwunden, der Frack hatte dem fashionabelsten, auf beiden Seiten tragbaren Herbstpaletot Platz gemacht. Das Verhältniß des so vortheilhaft Metamorphosirten zu der kleinen Brünette hätte die tausendäugige Fama vielleicht noch näher bezeichnen können, aber in dem Augenblicke, wo sie eines ihrer schärfften Lognons auf das vergänglich wandelnde Klee-

blatt richtete, trat eine vollkommene Gas-Eklipse ein, welche die ganze Passage für einige Minuten in die finsterste Nacht tauchte. Als das Laternenlicht wieder anbrach, war die Passage leer.

Religiöser Wahnsinn.

Unsere Zeit ist eine treffliche Brütmaschine für den Wahnsinn, dessen fortwährende Steigerung in den letzten Jahren schon längst die Aufmerksamkeit auf mancherlei faule Flecke in unserm socialen Leben hätte richten müssen. Ein solcher Vorwurf trifft zum großen Theil die sogenannten Seelenärzte selbst. Gingeschlossen in ihre vier Mauern und abgeschlossen von dem Getriebe der Welt, haben sie sich von dem tiefen Geheimniß, das die Aeußerung des Wahnsinns aus der Menschennatur zu machen scheint, in einzelne, abgeschlossene Systeme gerettet und verkünden ihre Offenbarungen, die aus dem innersten Born der Menschenseele fließen könnten, in pythischen Worten, die Wenige verstehen. Man hat sich noch nicht gewöhnt, ja noch nicht zu der Möglichkeit und Fähigkeit solcher Gewöhnung hergeben wollen, im Wahnsinn nicht bloß die verzerrten Umrisse des Lebens, die in ihrer Fragenhaftigkeit grausen Bzüge zu erkennen, die man um ihrer seltsamen Erscheinung willen aus dem Leben ausrottet und in's Narrenhaus stellt, damit das vernünftige Hirn der Uebrigen sich nicht fürchte, sondern das Leben selbst und ganz dasselbe, was wir draußen führen, mit seiner unendlichen Fülle von Erscheinungen wiederzufinden. Daß eine solche Erkenntniß von den zunächst Betheiligten (den eigentlichen Irrenärzten) noch so oft verstoßen wird, liegt in Gründen, die hier zu entwickeln mir nicht der Ort scheint. Ich getraue mich aber die vielleicht paradox klingende Behauptung aufzustellen: man kann sich aus der Welt in ein Irrenhaus zurückziehen, um die innerste Menschennatur zu erfassen, die losgelöst von der Wucht des Trümmerhauses, die auf uns lastet, die nackt und bloß, verwundet und

müde gehet, um Hilfe bittet, weil sie an die deckenden Trümmer schon gewöhnt war. Ich will mich darüber näher erklären. Jeder Mensch, der anfängt zu fühlen, und wunderbarer Weise fängt jeder Mensch, wenn er sich fühlt, auch an zu denken, merkt einen Widerspruch zwischen dem Menschen, wie er als Mensch sein soll, und wie er im Verhältniß zu den andern Menschen, wie er als socialer Mensch sein muß. Zuerst wird das Gemüth des jungen Menschen darüber traurig; man sagt dann, es sei traurig geworden über den Widerspruch des Idealen und Realen; es sind Träumereien der Jugend, die alte Menschen belächeln. Der Widerspruch bleibt, aber der Mensch wird in dem Kampf dagegen müde; während er in der Jugend zu weit auseinanderfloß, daß er verfließen mußte, weil er oft selbst nicht wußte, wohin er fließen sollte, werden seine Grenzen immer enger und enger, er zieht sich immer mehr in sich selbst zusammen und verschwindet äußerlich endlich ganz und gar, weil er aus dem äußerlich expandirten ein innerer geworden ist. Es ist aber durchaus ein Irrthum anzunehmen, daß dieser Widerspruch aufgehört habe, weil er zurückgedrängt ist, weil man ihn zeitweise vergißt, oder weil man ihn nicht zur Erscheinung kommen läßt; es ist eben der eigentliche Mensch, und so lange wir denken und doch Dinge aus Fleisch und Blut sind und nicht, wie die Engel, mit Flügeln in der Luft herumflattern können, bleibt er in uns und bricht oft genug in einsamen Stunden durch die äußere Rinde mit stürmischer Gewalt hindurch. Dies ist der erste Keim zum Wahnsinn, der in jedem Menschen liegt; Manche kommen gar nicht zum Bewußtsein; „Mancher dämelt unter der Menge mit seinem Borrath ererbter oder vom Schlendrian ihm aufgebundener Vorstellungen ohne das mindeste Bewußtsein seiner wahren Bestimmung durch die Welt“ (Langermann). Ich will ein konkretes Beispiel nehmen. Wenn Einer ein Weib lieb hat, so sagt ihm sein eigentlicher Mensch: gehe hin und nimm es mit Leib und Seele, mache es zu Deinem Weibe, denn Du hast ein Recht als Mensch, Dich ihm zu schenken und es selber als Geschenk zu nehmen und zu Deinem Eigenthume zu machen. Wenn eine solche Hoffnung zu Grunde gerichtet wird,

so kann ein Mensch, der gerade nicht Lust hat, seine Liebe wo anders unterzubringen, aus Liebe wahnsinnig werden. Er wird traurig, träumerisch, seine Liebe verdrängt jeden andern Gedanken aus seiner Seele und macht ihn, weil sie alle seine Kräfte lähmt, untüchtig, seine übrigen Kräfte zu entwickeln. Ein starkes Gemüth hängt sich an einem Gedanken nicht fest; es erhebt sich wieder und findet neuen Trieb und neue Kraft in dem reichen Wechsel seiner Thätigkeit.

Ich will mich noch deutlicher ausdrücken. Es giebt einen rein menschlichen und einen socialen Wahnsinn. Der menschliche ist bedingt durch eine Krankheit des Organismus oder durch den Widerspruch, der überhaupt der Entwicklung des ganzen eigentlichen Menschen hemmend in den Weg tritt; er ist in vielen Fällen nichts Anderes, als der Kampf gegen ein solches Verhältniß. Der Wahnsinn, den ich den socialen nennen möchte, ist die Schuld der Zeit oder derer, die sich erlauben, die Zeit machen zu wollen. Dies ist der Punkt, wo der wütheste Lug und Trug sein unheimliches Wesen treibt, wo aus der Verdummung der Völker das Werk eines heuchlerischen, niederträchtigen Fanatismus im Mittelalter die frazzenhaften Züge der Dämonomanie auftauchen, der unzählige Scheiterhaufen gebrannt haben. Was war es anders, als ein socialer Wahnsinn, der die Anachoreten in den ersten Jahrhunderten des Christenthums in die thebaischen Wüsten trieb, wo sie kläglich und lächerlich genug mit den Gebilden ihrer erhitzen Phantasie sich herumschlagen mußten, die sie als lächelnde, wollüstige Mädchengestalten zur Verführung einluden (Antonius). Denn nicht ungestraft will sich der Mensch über Seinesgleichen erheben und das ausrotten, was in ihm menschlich ist; und die Seele muß sich Traumgestalten erschaffen, weil sie eine menschliche Seele ist und mit andern Gestalten verkehren will und muß. Daß einzelne Köpfe durch die Martern, die sie sich selbst auferlegten, durch die Säulen, auf denen sie dem Sturm und Wetter trogten und die immer höher wurden (Simeon Stylites), je höher ihr Wahnsinn stieg, ganz und gar den Verstand verloren, liegt in der Natur der Sache, und um solche Menschen wäre es auch nicht im

Mindesten Schade gewesen. Aber es ist ein trauriger Rückblick, daß ganze Völker von der Narrheit sich anstecken ließen, und der von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende Wahnsinn die Gemüther von Kindheit an vergiftete. Daß gerade auf dem Gebiete der **Religion** diese Schmarozzerpflanze des menschlichen Lebens mit solcher Leppigkeit und Gewalt wuchert, kann Manchem sehr wehe thun, aber es ist einmal eine Thatsache, gegen die sich weiter nicht ankämpfen läßt, und es ist leicht zu entwickeln, wie der Mysticismus jeder religiösen Anschauung, der vor der Auflösung in scharf ausgebildete Begriffe zurückbebt, der seine letzte Zuflucht bloß in einem unmittelbar aus dem Gemüth entspringenden, nicht mehr entwirrbaren Glauben findet, die Phantasie loskettet und unter Mitwirkung von andern begünstigenden Umständen die geistigen Thätigkeiten so durch einanderschütteln kann, daß kein Mensch mehr weiß, wo sie hingekommen sind. Ob wir jetzt ganz über jene trübe Zeit des epidemischen Wahnsinns hinweg sind, ist nicht so geradehin zu beantworten; man kann nur eine ungefähre Hoffnung aus dem allgemeinen Bildungsstande ableiten; aber die Thatsachen sprechen seit mehreren Jahren dagegen. Die Irrenhäuser füllen sich mehr und mehr mit Formen, die man als unmittelbare Erzeugnisse einer verkehrten religiösen Richtung betrachten muß; alle die alten Gespenster des Mittelalters werden wieder wach, der Teufel mit Hörnern, mit Schwanz und Pferdefuß und unmittelbare Offenbarungen Gottes sind in jedem Irrenhause jetzt an der Tagesordnung.

Solche Wahnvorstellungen wären für das Allgemeine an sich ziemlich gleichgiltig, wenn sie sich in ihre eigene Welt einbauten und sich nicht bemühten, ihre Träume und überfliegenden Ahnungen, von einem schwachen Verstande wunderlich aufgepußt, auch thatsächlich zu gestalten. Sie greifen unmittelbar in's Leben selbst über, und da sie an sehr vielen Orten in Deutschland eine Pflanzstätte zu üppigem Gedeihen finden möchten, so kann auch immer noch eine psychische Monomanie, wie sie im Mittelalter als Tanzwuth, als Kinderkreuzzüge und dergl. Tausende von Menschen in phantastischem und fanatischem Wirbel fort-

riß, plötzlich aber zu spät die Augen auf die still keimende Pflanze zurückrichten. In den Zeitungen tauchen hin und wieder einzelne Geschichten von fanatischen Greuelthaten auf, die sich im Kontraste der Gefühle gerade am öftersten gegen die geliebtesten Personen richten. Ein armer schleßischer Leinweber, der schon lange dem Mysticismus ergeben war und allen derartigen Predigern nachlief, tödtete in einer Art religiösen Wahnsinn seine drei kleinen Kinder, wovon das älteste sieben Jahre alt war. Die Frau war zur nahen Stadt gegangen, und während der Zeit erbarmte er sich der Kinder, wie er später sagte, „um sie vor der sündigen Welt zu wahren und sie zu Engeln zu machen.“ Es erinnert dies an einen ähnlichen im vorigen Jahrhundert sehr bekannten Fall, den Kieselwetter in seiner Erfahrungsseelenlehre mittheilt, den ich kurz aus dem Gedächtnisse anführen will, da mir das Buch selbst nicht zur Hand ist. „Ein Schäfer wurde durch die Aeußerung des Schullehrers, der gesprächsweise behauptete, die Menschen wären nicht mehr so fromm wie zu Abrahams Zeit, der auf Gottes Geheiß seinen eigenen Sohn habe opfern wollen, zum Morde seiner Kinder getrieben, bloß weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, nicht so gott ergeben zu sein, wie Abraham. Er schlägt mit einem Beile seine beiden ältesten Söhne zu Boden. Der dritte, das geliebteste Kind, umfaßt seine Kniee und erfleht Schonung. Der unglückliche Vater zögert, aber von dem neuen wahnsinnigen Gedanken erfüllt, daß ihm nur der Teufel Mitleid habe einflößen können, schmettert er auch den Letzten nieder. Friedrich der Große schickte ihn in's Irrenhaus. Noch nach Jahren sprach er mit dem größten Schmerze, aber ohne Reue, mit völliger Ergebung in Gottes Willen, von dem Verluste seiner Kinder. Der neue Pitaval hat in der Geschichte des Rosenfeld (1763) ein treffendes Gemälde von dem Unsinn entworfen, zu dem eine irregeleitete religiöse Anschauung und Fanatismus führen müssen. Es ist bekannt, daß Rosenfeld sich sieben Jungfrauen zulegte, die ihm von den Eltern zum Theil selbst zugeführt wurden, um die sieben Schlösser, mit denen der Himmel versiegelt ist, zu entriegeln. Die psychiatrische Zeitschrift von D a m a r o w zc. enthält

einen Fall von Bergmann, dem Director der Irrenanstalt in Hildesheim, der der weitem Verbreitung wohl werth ist. „Die Wittwe N. aus dem Hannoverschen gebürtig, lebte seit 11 Jahren mit ihrem 15jährigen Sohne zu N. im Braunschweigischen; von einer Gemüthskrankheit befallen, wurde sie den 1. Juni 1836 in ihre Heimat zurückversetzt und in Verwahrsam gebracht. Von dem Hauswirth in N., bei dem sie lange gewohnt hatte, erfuhr man, daß sie sich immer anständig und sittlich benommen, viel in die Kirche gegangen und sich mit Lesen beschäftigt habe. Die erste Aeußerung auffallender Geistesstörung zeigte sich darin, daß sie sich in ihre Kammer einschloß, ruhig im Bette lag, wie man von einer an's Fenster angelegten Leiter aus sehen konnte, und erst auf wiederholtes Anrufen antwortete: „am andern Morgen 8 Uhr solle die Thür geöffnet werden, denn dann sei die Stunde der Erlösung gekommen und ihre Buße beendigt,“ was sie auch wirklich that. Alle, die ihr nahe kamen, forderte sie dringend zur Buße auf. Eines Tages entkleidete sie sich völlig, um ihre vielen Sünden abzuwaschen, sprang, als man sie später einschloß, durch das Fenster aus dem zweiten Stockwerke, um sich von einem Superintendenten ihre Sünden vergeben zu lassen, ohne sich glücklicherweise zu verlegen. Auch ein erotischer Kitzel ließ sich um die Zeit nicht mehr verkennen; sie will einen Schneider, oder auch einen Prediger oder den Superintendenten heirathen. Nach der Ansicht ihres Hauswirths mußte ein zu anhaltendes Lesen religiöser Schriften, namentlich des alten Testaments und des Schmolkeschen Gebetbuches, zu ihrer Verwirrung das Meiste beigetragen haben. Auch Gram über ihren Sohn, der aus der Lehre plötzlich entfernt wurde, mag zu ihrer Geistesstörung bedeutend beigetragen haben. Mitte Juni kam sie zur ärztlichen Beobachtung. Am 18. ließ sie sich das Abendmahl reichen; am 19. sprang sie wieder aus dem Fenster, wobei sie sich eine Kontusion des Kinnes zuzog, um sich vom Prediger noch einsegnen zu lassen, was er vergessen haben müsse. Dester warf sie sich knieend vor's Bett und betete, den Kopf daran stützend; oft klagte sie über ihre Augen und äußerte, sie seien nur auf weltliche Gegenstände gerichtet

und daher sündhaft. Dies war auch am 28. Juni der Fall, wo sie wieder knieend am Bette lag, den Kopf mit einer Schürze verhüllt. Die Wärterin wollte ihr Arznei geben; sie vermochte aber nicht, sie aufzurichten und mußte den Sohn des Amtsdieners zu Hilfe rufen; jetzt nahmen sie wahr, daß die Augen verletzt und mit Blut getränkt waren, und die Kranke fragte, ob denn die Augen auch wirklich heraus wären und forderte sie auf, den Schinder zu holen, damit ihr auch das Bein abgehauen werde, wobei sie ausrief: „ärgert dich dein Auge, so reiß es aus und wirf es von dir; ärgert dich dein Bein, so nimm ein Beil und haue es ab.“ Der herbeigerufene Wundarzt fand sie aufrecht im Bette sitzend, mit blutendem Gesicht, einzelne Partien der Augenmuskeln mit dem Zellstoff hingen aus den mit Blut unterlaufenen Augenlidspalten hervor, woran sie mit dem Daumen und Zeigefinger beider Hände gewaltsam und mit den Worten zerrte und riß: „Sind denn die Augen noch nicht heraus?“ Beide Augäpfel wurden noch unverletzt, mit einem Stück Sehnerven versehen, auf dem Fußboden gefunden. Ein Instrument, mit dem sie die That verübt haben konnte, wurde nicht vorgefunden, und es ist nur zu vermuthen, daß sie mit den Fingern sich die Augen ausgerissen habe.“ Sie wurde später als geheilt aus der Irrenanstalt entlassen, scheint aber bloß zu einem theilweisen und dunkeln Bewußtsein ihrer That gekommen zu sein. Das sind die traurigen Folgen des religiösen Wahnsinns, der in unserer Zeit, namentlich in Deutschland, ein Uebergewicht über die vernünftigen Lebensäußerungen zu erringen droht. Mögen die kräftigen Naturen auf sich wachen, daß sie nicht selbst in der Epidemie zu Grunde gehen.

R. L.

Zeitstimmen.

Aus Herrmann von Rotteck's Geschichte der neuesten Zeit.

Da sehen Sie was eine Revolution zu bedeuten hat, wenn man sie zur rechten Zeit an-

greift! sagte Fürst Metternich zu Kaiser Alexander, als im Jahre 1821 die Piemonteser-Revolution damit geendigt hatte, daß alle Freigestimmten wie ein Wild geheht, die insurgirten Regimenter aufgelöst, die Jesuiten wieder berufen und das ganze Unterrichtswesen dergestalt reorganisiert wurde, daß die Bigotterie wie ein Vampyr aus seinem Grabe stieg. —

* * *

Als im Jahre 1827 Peyronet sein berühmtes Preßgesetz (la loi d'amour) dem bestürzten Paris übergab, und ein Schrei der Entrüstung die ganze Nation durchbebte, durfte doch ein Anhänger des Ministeriums noch die Bemerkung wagen, daß die Presse in der That nichts als eine Burfmachine sei, die Feuerbrände und vergiftete Pfeile gegen alle tugendhafte Menschen schleudere; die Druckerei aber, fügte er noch hinzu, ist die einzige Plage, womit Moses Aegypten heimzusuchen vergessen.

* * *

Jedem Lande — sagte Börne bei Jean Paul's Tode — ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenenden Franzosen erquickt der spendende Wiß und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir aber hatten Jean Paul!

* * *

In einem „Grundbegriff preussischer Staats- und Rechtsgeschichte von 1829“ findet sich die phantastische oder phantastevolle Metapher, daß der preussische Staat eine Riesenharfe sei, ausgespannt im Garten Gottes, um den Weltchoral zu leiten.

* * *

Als dem Manifeste der griechischen Regierung vom April 1822 die europäischen Kabinete die Sache des Großtürken zu ihrer eigenen machten, rief H. Heine, indem er von der Metempsychose sprach: „Wie viele Seelen, treuer Moslem in aus Ali's Zeiten, mögen sich in unserem antihellenischen Kabinete vorfinden!“

* * *

In den Bundestagsbeschlüssen von 1820 bis 1825 findet sich nächst andern interessanten Be-

merkungen auch eine von Braun, die mehr als die übrigen in unsere Tagesfragen herüber greift. Der Zweck des deutschen Kriegsheeres (anderthalb Procent der Bevölkerung) ist nicht Angriff, sondern nur Vertheidigung, und die Errichtung einer deutschen Seemacht folglich darum unzweckmäßig, weil sie leicht zu feindseligen Demonstrationen Anlaß geben könnte.

* * *

Daß in der immer so hochgepriesenen parlamentarischen Würde Großbritanniens auch Ausnahm-Beweise vorkommen, lehrt uns ein Auftritt in den berühmten Parlamentsverhandlungen von 1823 bis 24, der historische Berühmtheit erlangt. Canning, von dem es heißt: „daß seine Hochsinnigkeit fähig gewesen, ein kleines Interesse seines Vaterlandes dem größern der Menschheit zu opfern, was bei einem englischen Minister ungeheuer viel sagen wolle — Canning befand sich als Minister des Auswärtigen in einer so peinlich diplomatischen Stellung, daß er für und für von denjenigen, mit denen er im Herzen den heiligen Bund geschlossen, und deren geheime Hoffnung er war, sich feindlich behandeln lassen mußte. So machte denn auch in einer der obenerwähnten Sitzungen über der Emancipation der Katholiken Brougham folgenden groben Ausfall gegen Canning: Es ist — sagte er — sehr nutzlos, noch die mindeste Hoffnung für die Katholiken zu hegen, nach dem Betragen, das einer ihrer vorzüglichsten Vertheidiger, der jetzt Mitglied des Ministeriums ist, angenommen. Man weiß, daß früher im Cabinet

die Rede davon war, ihn nach Indien zu deportiren, als Generalgouverneur; das wäre eine ehrenvolle Verbannung gewesen, aber die Minister änderten ihren Entschluß und verwandelten die Deportation in die Strafe der Zwangsarbeit im Cabinet. In Zwangsarbeit, denn dies ist wirklich das rechte Wort, um die Lage des Ministers zu bezeichnen, der in ein getheiltes Ministerium geworfen und, an der Seite seiner Feinde sitzend, ein Gegenstand des Mitleids für seine wahren Freunde ist, weil er die Maßregeln nicht durchzusetzen vermag, zu welchen ihn seine Meinungen hinziehen. Alle Welt weiß, daß, als er in das Ministerium eintrat, sein Schicksal von dem (den Katholiken abgeneigten) Lordkanzler Eldon abhing. Diesem brachte er seine Ueberzeugung, über die Sache der Katholiken zum Opfer. Dies ist ein unerhörtes Beispiel von Sinneverleugnung, um eine Stelle zu erhalten, und eines der schimpflichsten Beispiele in den Annalen politischer Winkelzügigkeit.“ Canning: „Ich erhebe mich, um zu sagen: daß dies falsch ist. — Allgemeine Stille. — Der Sprecher ruft Canning zur Ordnung, dieser will aber nicht widerrufen. Da macht Blanks den Antrag, daß die Kammer die beiden Redner verhaften lasse, weil dies das einzige Mittel sei, die Sache zum Ende zu bringen. Endlich verstand sich Canning dazu, den Ausdruck „falsch“ zu widerrufen, wenn Brougham erklären wolle, daß seine Beschuldigung nicht als Tadel gegen ihn als „Privatmann“ gemeint sei, welche Erklärung denn auch gegeben ward, und die Sache schlichtete.

F e u i l l e t o n .

Aachen. Am 14. October starb der talentvolle Dichter Wilhelm Smets, Sohn der berühmten Sophie Schröder. Dr. Carl Joseph Anton Wilhelm Smets war Canonicus an der Collegiats-Stiftskirche zu Aachen.

Alexandrien. Der Grundsatz der Staatsverfassungen: Der König kann

nicht Unrecht thun, und ist dafür nicht verantwortlich, indem die Schuld auf die Minister fällt, ist nicht neu; er galt schon bei den Aegyptern. Diodor erzählt I. 70, daß, was der König etwa Böses that, seine Staatsräthe, die dem Priesterstande angehörten, zu verantworten hatten; diese erinnerten ihn aber auch jeden Morgen im Tempel an seine Pflichten, und ließen ihn keinen

Augenblick aus ihren Augen, und Spaziergehen, Arbeiten, Beten und Baden, Essen und Trinken waren genau vorgeschrieben.

Basel. Hecker ist nach Amerika abgereist, was er und seine Freunde so oft als Verdächtigung zurückgewiesen und — er wird nicht so bald wiederkommen. In einem Schreiben an den Obergerichtspräsidenten Frei von Baselland sagt er: Das thatlose Leben hinter der Grenze und meine gesunkene Gesundheit veranlassen mich, eine Reise nach dem Lande meiner Sehnsucht, nach der großen transatlantischen Republik zu machen, und dorten Land und Gesetz, das Volk der Freiheit in der Bewegung und Ruhe kennen zu lernen. Vielleicht ruft mich eine bessere Zeit an Europas Küsten zurück und zu Ihnen. Gedenken Sie zuweilen meiner in Freundschaft, wie ich das Andenken an Sie und an die freundliche Aufnahme in Ihrem Kantone zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens rechne.

Berlin. Die Vossische Zeitung enthält nachstehende Erklärung des deutschen Adlers: Das ähnlichste Bild vom sogenannten einigen Deutschland ist der Adler mit zwei Köpfen, welchen das unverantwortliche deutsche Oberhaupt in seinem Wappen führt. Beide Köpfe lieben sich nicht, denn der eine Kopf ist römisch-katholisch, und hat seinen Schnabel nach Süden gefehrt, der andere ist protestantisch, und wendet seinen Schnabel nach Norden. Die zum katholischen Kopf gehörige Klaue des Adlers hat zur Zeit in Italien für den Despotismus, und die zum protestantischen Kopf gehörige für die Freiheit in Schleswig-Holstein meer-umschlungen gekragt. Nur die, beiden Köpfen angehörigen Federn des Schwanzes, als der jesuitische Theil des Adlers, sind gleicher Natur, daher auch ohne Ausnahme geeignet, um mit denselben gleichmäßig ein römisches Bullarium oder eine evangelische Kirchenzeitung zu schreiben.

* * Ein Spätlingwerk des Nestors unserer Dichter: Kritische Schriften von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Der alte Mann hat in seinem Krankenzimmer die Vorrede im Juni 1848 geschrieben; um das zu können, muß er freilich in einer sehr stillen, abgelegenen Straße des lauten Berlins wohnen. Er scheint nichts gehört zu haben von dem Tumult draußen, es hat glücklicher und humaner Weise Niemand daran gedacht, den ruhmgekrönten Schützling des Königs von Preußen mit einer Kagenmusik aufzustören. Friedlich ist es in diesen Räumen, kaum die Fliegen summen hinter den verhangenen Fenstern, die ein kränkliches Licht fallen lassen auf die leere Stätte, wo noch vor Jahresfrist die letzte Muse des Dichter-

greises, die Gräfin Finckenstein, ihre rührende Gestalt in die Kissen lehnte, blaß wie ein marmornes Monument der Freundschaft. Wie oft mag das Auge des Vereinsamten zu ihrem verlassenen Plage hinüberschweifen, und wenn er dann rascher die Blätter umwendet, der alte franke Mann, neht ein verstärkter Medicinist durch das öde Zimmer — die Luft darin ist bekloffen, vielleicht ist es das Sterbekämmerlein der deutschen Poesie! . . . Die Sammlung seiner kritischen Schriften, die Tieck uns hier vorlegt, bringen ungefähr die Gefühls-Anwandlung hervor, die man hat, wenn man in irgend einem vergessenen Buche getrocknete Blumen wiederfindet, die unsere Erinnerung mit in eine gute alte Vergangenheit zurückführen. Wie welke Rosenblätter fallen uns die reizenden Aufsätze in die Hände, wo der Meister zuerst auf die Poesie der Minnelieder hinweist (gedruckt 1803 als Vorrede zu seiner Bearbeitung derselben); Jacob Grimm ist damals hauptsächlich durch diesen Fingerzeig der Verehrer und Hüter dieses Poesieschatzes geworden. Nicht minder freut man sich an den Abhandlungen über Shakespeares Benützung des Wunderbaren, über nordische Mährchen und über Volkspoesie. Am naivsten und am meisten erinnerungsreich sind aber die Recensionen über die Musen-Almanache und Taschenbücher, die „neuesten“ wie ausdrücklich dabei steht, nemlich die von 1796 und 1798!! Wie kindlich diese Anfänge der Recensirkunst waren! Und wie viel schöne große Namen darin übers Kniee gebrochen worden sind! Abgedruckt waren diese Aufsätze in einem damaligen Journale „Das Archiv der Zeit“. Inhaltreicher sind die Abhandlungen über das altenglische Theater, über den spanischen Dichter Vicente Espinal und seinen berühmten Roman, den Escudero Marcos Obregon, ferner „Zur Geschichte der Novelle“, „Geschichte der Entwicklung des deutschen Bühnenwesens“ und endlich die Mittheilungen über berühmte Zeitgenossen und Freunde des Dichters, z. B. Heinrich von Kleist, Adelheid Reinhold u. s. w. Göthe und seine Zeit heißt ein Aufsatz, womit Tieck im J. 1828 die Herausgabe der gesammelten Schriften von Lenz einleitete. F. v. S.

* * Herr Osly empfiehlt in der Vossischen Zeitung, diejenigen Mitglieder der Berliner Nationalversammlung, welche für ihre Diäten gar nichts thun, mit Wollspinnen, Federrupfen &c. zu beschäftigen, und den Erlös ihrer Arbeit zum Bau der deutschen Flotte zu verwenden.

Breslau. Ein Arzt hatte von einer armen Frau drei Thaler für eine Cur zu fordern und trieb, da die Schuldnerin die Summe nicht zahlen konnte, seine Strenge gegen sie so weit, daß er

ihre Einsperrung veranlaßte. Da erschien in den Zeitungen eine Aufforderung, die drei Thaler in Pfennigen zusammenzubringen. In unglaublich kurzer Zeit hatten sich, zumeist aus der niedrigen Volksklasse, so viele Pfenniggeber zusammen gefunden, daß der Arzt befriedigt werden konnte. Nun begab man sich in Masse zu demselben und verlangte, daß er jedem einzelnen Pfennigspender eine eigene Quittung ausstelle. Er sah sich gezwungen, um ernstern Mißhandlungen zu entgehen, sämtliche 1080 Quittungen auszustellen. Einer aus dem Volke äußerte: „die Handschrift könnte man abstreiten, wir müssen auf jeder Quittung ein Siegel haben.“ Da half kein Einreden, — die Häufte drohten, — es mußte 1080 Mal gestiegelt werden.

Californien. Große Sensation machen die neuesten Berichte aus Californien. Wenn sie nicht — wie stark zu vermuthen — große Uebertreibungen enthalten, so wüßte man endlich, wo das wahre Goldland — El Dorado — liegt. In dem Ufersande einiger Arme des Sacramento, namentlich des sogenannten „Feather und Fork“ soll nemlich Gold in unglaublicher Menge gefunden werden — Körner von der Größe eines Senfkornes bis zu einer Unze Gewicht! Die Erzählungen klingen märchenhaft. Die ganze amerikanische Bevölkerung, heißt es, befindet sich gegenwärtig an den Ufern dieser Flüsse, auch die Weiber und Kinder haben ihre Wohnungen verlassen und sammeln Gold. Ihr Gewinn beträgt täglich 3 bis 400 Dollars! Alle anderen Geschäfte in Californien sind vor der Hand aufgegeben. Soldaten, Matrosen, Handwerker, Beamte, ja der Gouverneur selbst, sind an Ort und Stelle abgegangen. Für Gefäße und Siebe werden die ungeheuersten Preise bezahlt. Ähnliche Berichte fehlen noch; inzwischen hat sich die Speculation der Sache bemächtigt; es werden Maschinen zur Erleichterung der Goldwäschen abgeschickt und Lebensmittel und Kleider für die, welche ihre früheren Beschäftigungen für die neue gewinnreichere aufgegeben haben.

Coblenz. Die Rhein- und Mosel-Zeitung enthält in ungeheurer Schrift die unerwartete Mittheilung, daß nach den Pariser Blättern vom 13. Oct. Wien bombardirt sei und in Flammen stehe. Also für eine Zeitungs-Redaktion geht der Weg von Wien nach Coblenz — über Paris!

Danzig. Es ist hier folgende Bekanntmachung erschienen: Das Dampfboot enthält ein „mehrere nicht reaktionäre Familien“ unterzeichnetes Inserat, in welchem der Magistrat ersucht

wird zum Geburtstage des Königs eine Illumination der Stadt zu veranlassen und dadurch eine Probe seines Muthes abzulegen. Hoffentlich wird der Magistrat nicht so übermüthig sein, dieser Aufforderung Folge zu geben; er würde dadurch mit den Wünschen und dem Willen der überwiegenden Mehrzahl der Bewohner Danzigs in Widerspruch gerathen und einen Zankapfel in das ruhige Danzig hineinwerfen. — Mögen doch jene „nicht reaktionären Familien“ illuminiren, wenn sie Lust dazu haben. — Man kann ein sehr warmer Freund des constitutionellen Königthums sein, ohne deshalb doch ein Verehrer der Person des Königs zu sein. Warten wir mit Illuminationen und Festlichkeiten bis dahin, daß die Verfassung da sein, der König sie beschworen haben wird, und so die Rechte und Freiheiten des Volkes gesichert sein werden. Hätte der König die Hoffnungen, die seine Reden bei den Guldigungen in Königsberg und Berlin hervorriefen, durch allmälige Entwicklung freier Institutionen erfüllt, ja, hätte er auch nur noch in der ersten Hälfte des März, als die meisten Fürsten Deutschlands die allgemeinen Volkswünsche schon erfüllt hatten, den an ihn gerichteten dringenden Wünschen und Bitten nachgegeben, so wäre unser Preußen heute der ruhigste, wohlhabenste und glücklichste Staat in Deutschland, während nun noch Alles in Frage steht. — Darum: erst die Verfassung, und dann wollen wir dem constitutionellen Königthum ein Fest feiern, dann wollen wir illuminiren und jubiliren.

Eggarah. Sogar in das Innere von Afrika ist das „von Gottes Gnade“ schon gedrungen. Als die Engländer der Trotter'schen Expedition in den Palast des Königs Attah von Eggarah kamen, öffnete sich vor ihnen plötzlich eine Thür, und Attah erschien, auf einem Polster von acht starken Sklaven getragen, die unter der Last ihres königlichen Herrn zu erliegen schienen. Man setzte ihn auf seinen Thron, vor welchen Anfangs ein Vorhang gezogen wurde, „wahrscheinlich,“ wie die Reisenden sagen, „damit er hinter demselben noch einige Veränderungen mit seiner Toilette vornehmen konnte.“ Als dies beendigt war, gaben sie ihm ein kleines Geschenk, wie es sich für ein erwachsenes Kind eignete. Se. Majestät von Eggarah geruhten aber, durch den Mund Ihres Premier-Ministers Folgendes allergnädigst zu bemerken: „Ich sehe dort ein Geschenk, das aber meiner nicht würdig und höchstens für einen meiner Diener gut genug ist. Gott hat mich nach seinem Ebenbilde geschaffen, ich bin Gott gleich, und er hat mich zum Könige eingesetzt.“

Frankfurt a. M. Es war das erste Mal, daß ich die Galerie der Paulskirche betrat. Mit heiligem Schauer blickte ich herum in dem Raum, aus dem die deutsche Einheit, Freiheit und Macht hervorbrechen soll, wie die Blume aus der noch geschlossenen Knospe. Noch nie hatte ich den Eindruck gehabt, nicht in Träumen, sondern im wirklichen Leben, Deutschland rein und unmittelbar vor mir zu sehen. Hier sprudelte die Quelle, auf die man mit der Hoffnung blickt, sie zu einem großen und mächtigen Ströme wachsen zu sehen. Es war um mich ein schwirrendes Getöse, die Galerien hatten sich schon ziemlich gefüllt, und man führte laute Unterhaltung; von den Abgeordneten erschienen erst Einzelne auf ihren Plätzen. Mein gieriges Auge hastete jetzt an den Versen zu beiden Seiten der Germania. Das „o gebt sie, o bringt sie“ widerte mich an. „Das ist doch zu arg,“ sagte ich halblaut, „in solcher Zeit solche Lebkuchenräume vor die Augen aller Welt zu bringen.“ „Warum denn zu arg?“ sagte ein ällicher Mann, indem er sich lächelnd zu mir wandte. „Mir zeigt sich gerade darin ein entschiedener Fortschritt. Zu meiner Zeit sang man der Freiheit Mondscheinliedchen, z. B.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.
Willst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Es waren gewiß weit bessere Dichtungen, als die dort, aber aus ihrer zarten Sentimentalität ließ sich schließen, in welcher ehrfurchtsvollen Ferne wir uns mit unserer Freiheitsliebe hielten. Man ist dem geliebten Wesen doch schon etwas näher gerückt, wenn man ihm Zuckerbäckerverse mit bestimmten Anspielungen auf ein näheres Verhältniß zustecken darf, als wenn man fern von ihm in stiller Einsamkeit ihm sehnsüchtige Lieder singt.“ Er machte für den Scherz ein etwas ernsthaftes Gesicht. „Aber glauben Sie denn,“ sagte ich, „daß das deutsche Volk die rechte Braut heimführen wird? Die Ereignisse der letzten Zeit erwecken doch nicht geringe Besorgnisse, und die sprechen sich im übrigen Deutschland noch lebhafter aus, als ich sie hier in Frankfurt finde.“ „Ich glaube an die schönste Zukunft für Deutschland,“ erwiderte er, „aber ich will nicht die Zeit bemessen, bis sie errungen sein wird. Fünf oder zehn Jahre sind für Deutschland eine kurze Zeit, aber uns Lebenden können sie sehr schwer fallen, die heranwachsende Jugend wird die Früchte genießen.“ Mein anderer Nachbar, ein schlanker

Herr von dreißig Jahren, mit rosenrothem Gesicht und himmelblauer Halsbinde, mischte sich hier in's Gespräch. „Wir wären schon viel weiter,“ sagte er mit eindringlicher Stimme und hastiger Geberde, „wenn man den Hecker nicht mit fremden Bajonetten aus dem Lande geworfen hätte. Ohne die stehenden Heere, die ihn zu Gunsten der Fürsten bekämpft haben, hätte Hecker längst dem deutschen Volke die Freiheit gebracht.“ — „Welche Freiheit meinen Sie denn?“ sagte der alte Herr. „Es giebt verschiedene Arten von Freiheit. Ein freies Leben führen wir, singen Schiller's Räuber; frei sind die Indianer, die in den amerikanischen Urwäldern jagen; frei sind die Nomaden, die mit ihren Herden von einem Weidplatz zum andern ziehen. Es ist eine edlere, eine künstlichere Freiheit, die ein civilisirtes Land wie Deutschland bedarf. Bringen Sie 50 Menschen in einen Wald, so kann ein jeder sich nach seinem Gefallen einen Platz suchen, führen Sie dieselben in einen Saal, so wird sich ein jeder nach dem andern ein wenig fügen müssen. Mögen die Leute das nicht, will einer den andern hinauswerfen, schlagen sie Tische und Stühle entzwei und reißen sie die Wände ein, so kann sich darin wohl ein lebhaftes Freiheitsgefühl zeigen, aber man wird sie doch mit Recht für rohes Gesindel halten.“ (Deutsche Zeitung.)

Grimma. Was den traurigen Tod des Fürsten Lichnowsky anlangt, so müßte man kein Herz im Leibe haben, wenn man nicht den unverhohlenen Abscheu ob solcher That aussprechen wollte; auf der andern Seite ist aber auch eine furchtbare Nemesis nicht zu verkennen, die über diesen jungen, talentvollen, ritterlichen Mann ihr ernstes Richteramt gehalten. Ueberall wo in neuerer Zeit der Geist der neuen Zeit, d. h. der Geist des Vernunftrechts gegen das geschichtliche Recht, der Geist der Freiheit gegen die Unfreiheit, der Geist der Humanität gegen Brutalität, der Geist des erwachten Volksbewußtseins gegen absolute Bevormundung sich kund gab, war es stets der ritterliche Degen, der Fürst Lichnowsky, der sich's zum Vergnügen machte, sein Schwert und seine geistige Kraft einem untergehenden Prinzip zu weihen. So kämpfte er in Spanien für den Absolutismus unter Don Karlos; in der Schweiz für den Jesuitismus unter dem Sonderbunde, auf dem preussischen vereinigten Landtage für die Aristokratie und auf dem Frankfurter Reichstage gegen das Bewußtsein und Ehrgefühl des deutschen Volkes. Fürst Lichnowsky war (obschon in schönster Form) das verkörperte, feindliche Prinzip der neuen Zeit. Und gerade er,

der größte Feind der Canaille, welcher er so manchen Fußtritt gegeben, mußte von dieser Canaille getödtet werden! (Dorfbarbier.)

Heidelberg. Hecker's Name ist im ganzen Süden Deutschlands gegenwärtig der allerpopulärste, der hochgeachtete. Ein Reisender erzählt: Ein armes Weib bettelte mit einem kleinen Kinde auf dem Arm; ich gab ihm eine Kleinigkeit. Bedank' dich, sagte sie, laß den Hecker hoch leben, — sowie man sonst zu den Kindern spricht: sag': vergelt's Gott!

Hirschberg. Der bekannte Lexicograph Dr. Wilhelm Freund wurde an's hiesige Gymnasium als Rector berufen. Ein Oberlehrer Dr. Petermann opponirte, weil Freund — Jude. Herr Petermann zeigte sich dabei als Peter, aber nicht als Mann.

London. Der Londoner „Globe“ veröffentlicht ein angeblich durchaus bewährtes Mittel gegen die Cholera, welches Lord Ponsonby im Jahre 1832 vorschlug. Der Patient hat sich bei den ersten Symptomen in's Bett zu legen und nicht gar zu warm zuzudecken; die dann von ihm einzunehmende Medicin besteht bloß in einer Mischung von einem Sechsteltheile Kampher, welches in sechs Theilen starken Weingeistes aufgelöst wird, oder in 2 Drachmen Kampher auf 1½ Unzen Weingeist. Gleich beim ersten Anfalle nimmt er davon zwei Tropfen auf etwas gestoßenem Zucker in einem Theelöffel voll kalten oder Eiswassers. Nach fünf Minuten nimmt er dann wieder zwei Tropfen und so fort, bis die Symptome der Krankheit nachlassen. Sollte das Erbrechen heftig werden, so daß es dem Magen schwer wird, die Medicin zu behalten, so muß vor und nach dem Eingeben des Kamphers ein Stückchen Eis von der Größe einer Muscatnuß genommen und damit fortgefahren werden, bis ein Gefühl widerkehrender Wärme nebst Neigung zum Schweiße eintritt, und das Uebelbefinden, die Krämpfe u. augenfällig abnehmen. Lord Ponsonby versichert, daß obiges Mittel, sofort angewendet, stets geholfen habe, und daß es in jeder Periode der Krankheit heilsam wirken werde; die mindeste Mischung mit anderer Arznei jedoch vernichte die Wirkungen des Kamphers.

Otahiti. In Otahiti hat man denn endlich auch von der französischen Republik vernommen. Am 24. Juni wußte man davon bereits, und die Republikanisch-Gesinnten unter den ehrenwerthen Tahitiern geriethen in ganz besonderen Enthusiasmus und hielten ein solennes Zweckessen ab.

Peking. Auf einem Gastmahle, das vor Kurzem der Kaiser von China veranstaltet hatte, brachte der Prinz von Japan folgenden Trinkspruch aus:

„Kein China, kein Japan,
Kein Rußland, keine Tartarei;
Nichts Getrenntes, nein fortan
Eine ein'ge Barbarei!“
(Krahehler.)

Venedig. Daniello Manini, der gegenwärtige Präsident der Republik Venedig ist ein Abkömmling des letzten Dogen; man muß es als ein sonderbares Zusammentreffen bezeichnen, daß nach einem halben Jahrhundert derselbe Name, welcher die Liste der Oberhäupter der Republik geschlossen hatte, dieselbe von Neuem eröffnet. Ludovico Manini sank todt nieder, als er, seiner Macht und seines Ansehens sich entkleidend, sein Amt niederlegen mußte. Der edle Greis konnte nicht den Verfall eines Freistaats überleben, der 13 Jahrhunderte lang in Ruhm und Ehren bestanden hatte. Es wäre zu wünschen, daß der Neffe des letzten Dogen die alte Venezia zu neuen Ehren brächte!

Wien. Im Jahre 1529 belagerte Suleiman II. Wien 21 Tage lang mit 250,000 Mann. Wien hatte damals nur eine einfache Mauer zur Befestigung, nur fünf Regimenter Besatzung und eine sehr kleine Einwohnerzahl. Die Geschütze wurden aber gut benutzt, die Minen durch Gegenminen zerstört, und die Schwertier der deutschen Kämpfer sollen wie Blitze in die Angreifenden gefahren sein. Es war auch damals October und der Sultan mußte am 14. abziehen, nachdem seine besten Truppen die Gräber gefüllt hatten. Der Kaiser selbst nannte damals Wien die tapferste Stadt des Reiches, und hatte guten Grund, sich ihrer Treue zu freuen, ohne den Sieg der Wiener wäre es um seine Krone geschehen gewesen, denn er hatte viele falsche Freunde, die im Glücke viel ungethäniger waren als die Stadt Wien, sein Unglück aber heimlich herbeiwünschten, um von ihm abzufallen. — Im Jahre 1683 kam ein anderes Türkenheer, größer noch als das erste, unter Kara Mustapha, die Wiener kämpften, aber sie ergaben sich nicht. Die festesten Mauern wurden in die Luft gesprengt, wo heute Barrikaden stehen, lag der Schutt haushoch, Tag und Nacht wurden die Schanzen bewacht, wo ein Bürger fiel, trat ein anderer an seine Stelle, Bürger und Soldaten arbeiteten an den Schanzen traulich mit einander. Das Brot wurde selten, der Kampf war so un-

unterbrochen, daß der Schlaf verboten werden mußte. Nach zwei Monaten unbeschreiblicher Anstrengungen kamen die deutschen Landsleute, die Baiern und Sachsen, die Schwaben und Franken von der einen Seite, die tapfern Polen von der andern zum Ersatz, unter den Feinden selbst war Uneinigkeit, und die Türken wurden in wilde Flucht gejagt.

* * * Joseph von Zallachich, jeder Zoll Rohheit, jede Faser ein Menschenschlächter, ist von mittlerer Statur, stark und untersezt, 49 Jahr alt, früher kränklich, jetzt von fester Gesundheit. Der Scheitel schon sehr entblößt, nur noch mit einem Kranze schwarzen Haares versehen. Hohe Stirn, starke Braunen, klares, im Zorn scharfes dunkles Auge, gebogene Nase, feiner Mund, sicher und fest geschlossen, aber beweglich und stets zur Rede bereit. Der Stempel des ganzen Gesichts hat etwas Südliches, ohne dessen Leidenschaftlichkeit, der Ausdruck ist der in sich selbst gegründeter Sicherheit. Die Stimme ist weich im gewöhnlichen Gespräch und wird nur scharf im Affekt. Er spricht das Deutsche, wie seine Muttersprache, mit dem gewöhnlichen österreichischen Accent, aber doch so gemildert, wie man es bei den gebildeten Oesterreichern jetzt schon öfters bemerkt. Seine Bildung ist eine ganz deutsche, er liebt die Sprache und die Literatur, wie keine andere, und sein slavisches Nationalgefühl empört sich nur gegen die plumpe Arroganz des Deutschthums, wie es nach Osten hin öfters mit dem Ausdruck der Geringschätzung alles Slavischen auftritt; Deutsch ist die Sprache, in welcher er sich am sichersten ausdrückt, durch welche er bei sich seine Landessprache oft bereichert, in der er auf Unterdrückung denkt und dichtet, in der er den Ausdruck zuerst sucht, wenn er etwas Ungewöhnliches in der eigenen Sprache sagen will. Hört man ihn aber Croatisch oder Ungarisch, ja Italienisch reden, so hält man jede dieser Sprachen für die, welche er wohl am besten spricht. Zallachich ist unverheirathet, besitzt keine Reichthümer, lebt aber auch dafür ganz und gar der Idee der Menschenzertrötung, die ihn ergriffen, mit rücksichtsloser Hingebung. Woher hat er nun das unermessliche Ansehen unter den Seinen erlangt, er, der doch Nichts gethan hat? Das Geheimniß liegt in einem Wort: er ist ein Mann des Volkes, wie er von sich selbst sagt; von einer croatischen Mutter ge-

boren, ist es sein Stolz, ein Croat zu sein und seinem Volke die Stellung, die Geltung zu verschaffen, die ihm gebührt, zunächst in Ungarn, was auch der Croaten Vaterland und nicht der Magyaren allein, wie diese beständig gethan und jetzt erst vollständig so thun möchten. Diesen Zweck kann er nur durch enges Anschließen an das Kaiserhaus erreichen. So ist es gekommen, daß er, welcher, obgleich er keine Ahnung hat, was Freiheit bedeutet, laut den Freund der Freiheit heuchelt, eine Stellung einnimmt, welche ihn zum Werkzeug der Reaction macht.

* * * Die Regierung der vereinigten Staaten von Nordamerika hat 1844 gekostet 32,958,000 Dollars; davon ist bestritten worden: der Aufwand für die Civilliste, die gesammte Diplomatie der Union, die Erhaltung der Armee, der Flotte, des Postwesens, der Festungen, Kriegshäfen, Münze u. s. w. — Die Bevölkerung betrug dabei 18 Millionen Einwohner, das ist die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands. — So wäre für 66 Millionen Dollars, also für den doppelten Aufwand alles das zum Besten von Deutschland herzustellen, was die amerikanische Regierung für die Hälfte des Geldes der halb so großen Bevölkerung liefert. — Der jährliche Aufwand in Preußen beträgt 48 Millionen Dollars, in Baiern 12 Millionen, in Württemberg und Baden 8 Millionen, in Sachsen 4½ Millionen Dollars, und wir haben Oesterreich und das gesammte andere Bundesland noch gar nicht gerechnet: — dabei giebt es keine deutsche Flotte, und vieles Andere auch nicht. —

* * * Mitte des 16. Jahrhunderts war Wien unter denjenigen Städten, die mit den bedeutendsten Familien des Landes die unbedingte Religionsfreiheit verlangte. Fast ganz Oesterreich war lutherisch geworden und der Cardinal Alexander bemerkte mit Verwunderung, daß mehre hundert Pfarreien von Geistlichen unbesezt seien, fast alle Geistlichen heiratheten, und in vollen 10 Jahren nicht ein Student von Wien ein Pfäfflein geworden war.

J. Laßker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.